

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend habe ich gearbeitet – teils in der Redaktion, teils zu Hause. So gut wie nie hatte ich ein freies Wochenende, und von dem mir zustehenden Urlaub habe ich ungern und nie ganz Gebrauch gemacht. Ich war fleißig, unerhört fleißig. Aber warum eigentlich? Niemand hat es von mir erwartet oder gar verlangt. Was ich tat, mußte ich doch nicht immer und nicht unbedingt selber tun, ich konnte vieles delegieren. Warum also die große Mühe, die unentwegte Anstrengung? Um der Literatur willen? Ja, mit Sicherheit. War es mein Ehrgeiz, die Tradition der Juden in der Geschichte der deutschen Literaturkritik, an die ich doch längst angeknüpft hatte, auf einem leitenden Posten und in aller Öffentlichkeit, vielleicht sogar demonstrativ fortzusetzen? Gewiß. Hatte meine Passion mit meiner Sehnsucht nach einer Heimat zu tun, jener Heimat, die mir fehlte und die ich in der deutschen Literatur glaubte gefunden zu haben? Ja, und möglicherweise in höherem Maße, als es mir bewußt war.

Alle diese Antworten sind richtig, aber keine trifft des Pudels Kern. Will ich ganz ehrlich sein, so muß ich eine einfache, eine wohl enttäuschende Antwort geben: Hinter meiner Arbeitswut, denn darum handelte es sich letztlich, stand nichts anderes als das Vergnügen, das mir die Tätigkeit in der »Frankfurter Allgemeinen« bereitete. Ich übertreibe nicht, wenn ich hinzufüge: täglich bereitete. Es deckten sich hier ganz und gar: das Hobby und der Job, die Passion und die Profession.

Die vielen Serien, die man in dieser Zeit in der »Frankfurter Allgemeinen« lesen konnte, habe ich aus mehr oder weniger persönlichen Gründen gemacht. Auf zwei Beispie-

le will ich mich hier beschränken. Wie hat sich das, was in Deutschland und im deutschen Namen zwischen 1933 und 1945 geschehen ist, im Leben jener widergespiegelt, die in dieser Zeit Kinder und Jugendliche waren? Nicht obwohl, sondern gerade weil auch ich zu den damals Halbwüchsigen gehöre, hat mein Interesse für diese Frage nie nachgelassen. Das führte zur Serie »Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller«, deren Buchausgabe auch heute noch in vielen Schulen benutzt wird.

Ein anderes Beispiel: Was taugen die deutschen Romane aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, die ich in meiner Jugend gelesen hatte? Da ich nicht imstande war, meine Eindrücke und Erinnerungen in allen Fällen selber zu überprüfen, ließ ich diese Frage von vielen Schriftstellern und Journalisten, Kritikern und Wissenschaftlern beantworten. Das Ergebnis war die Serie »Romane von gestern – heute gelesen«, die von Heinrich Manns »Im Schlaraffenland« (1900) bis zu Hermann Brochs »Tod des Vergil« (1945) reicht und 125 deutsche Romane dem zweiten, dem prüfenden Blick aussetzt. So ist ein nicht alltäglicher, in der Buchausgabe dreibändiger Romanführer entstanden.

Wie war es um die Förderung, gar die Entdeckung junger Talente bestellt? Das ist ein mühseliges Geschäft, meist vergeblich und erfolglos. Es hat mir dennoch Spaß gemacht. Ein Fall zumindest ist mir unvergeßlich. Anfang August 1979 nahm ich an einer Fernsehdiskussion in Wien teil. Es ging um Frauenliteratur, wobei freilich nicht klar war, was die Veranstalter im Sinne hatten: Literatur von, für oder über Frauen?

Als ich ins Studio kam, waren dort schon vier kampf-lustige Damen versammelt. Sie schickten sich an, mich, der ich als Feind der Frauenemanzipation, wenn nicht gar des weiblichen Geschlechts galt, vor laufender Kamera zu zerfleischen. Auch ich war angriffslustig, aber mein Interesse an dem bevorstehenden Streitgespräch war schlagartig geschwunden, als ich plötzlich sah, daß eine meiner Partnerinnen eine außerordentliche Frau war: anmutig und anziehend, verlockend und verführerisch, lieblich und liebreizend, kurz: wunderschön.

Ich war von ihr so bezaubert, daß ich die anderen kaum wahrnahm. In der Diskussion hat sie mir noch besser gefallen: Sie sprach sehr intelligent und hatte die höchst sympathische Neigung, mit allem, was ich sagte, einverstanden zu sein. Das angebliche Streitgespräch verwandelte sich in einen heimlichen erotischen Dialog: Was ich sagte, war nur für sie bestimmt, und was sie sagte, war, wollte mir scheinen, an mich gerichtet. Gleich nach der Sendung mußte sie zurück ins Hotel. Sie verabschiedete sich bedeutungsvoll mit den Worten: »Sie hören von mir sehr bald.« In der Tat erhielt ich von ihr nach wenigen Tagen einen Brief mit einer Einladung und dann noch einen zweiten. Ich habe ihr eines meiner Bücher geschickt, die beiden Briefe jedoch nicht beantwortet. Es würde zu weit führen, wollte ich den Grund meiner Zurückhaltung erklären. Jedenfalls habe ich sie nie wiedergesehen. Doch ihren Namen sollte ich nachtragen: Lilli Palmer.

Da sie so schnell verschwunden war, kam ich mit einer anderen Diskussionsteilnehmern ins Gespräch. Es war eine junge Germanistin, ihres Zeichens Literaturredakteurin bei

Radio Bremen. Worüber wir uns unterhalten haben, weiß ich nicht mehr, sehr ergiebig war dieser Dialog wohl nicht. Sie habe gewiß – sagte ich ironisch – einen Roman in der Schublade liegen. »Nein« – antwortete sie schnippisch –, »aber ab und zu schreibe ich Gedichte.« Mich ritt der Teufel, denn ich sagte ihr: »Dann schicken Sie mir mal einige.« Doch kaum war mir das Wort entfahren, wollt ich's im Busen gern bewahren. Zu meinem großen Bedauern hat meine Gesprächspartnerin die Aufforderung ernst genommen. Wenig später erhielt ich aus Bremen vier Gedichte, vermutlich – das wußte ich aus langjähriger Erfahrung – schlechte, miserable. Der Begleitbrief, der knapp an unser Gespräch in Wien erinnerte, war auffallend kurz.

Ich las die Verse gleich. Ich war entzückt und gerührt. Das hatte es in meiner bisherigen Praxis in der »Frankfurter Allgemeinen« noch nicht gegeben: Eine junge Frau, von der noch nichts publiziert war, hatte mir unzweifelhaft druckbare Gedichte zugeschickt, mehr noch, Gedichte, die bewiesen, daß deutsche Lyrik auch heute schön sein darf und schön sein kann. Ich war entschlossen, die Verse der unbekanntes Autorin in der »Frankfurter Allgemeinen« zu veröffentlichen. Ich rief Ulrich Greiner, der damals in der Literatur-Redaktion der »Frankfurter Allgemeinen« arbeitete (er war später einige Jahre lang Feuilletonchef der »Zeit«), und bat ihn, ohne mein Urteil auch nur anzudeuten, diese Manuskripte zu lesen. Er kam rasch zurück, beinahe erregt. Sein Urteil: »Sofort alle drucken.« Ich mußte ihm noch den Namen der Autorin nennen, der auf dem Manuskript nicht zu finden war. Ihren Brief hatte ich

irgendwo verlegt. Aber ich fand im Papierkorb ein zerknülltes Kuvert. Der gesuchte Name ließ sich gerade noch entziffern: Ulla Hahn.